

---

# Bedrohte Professionalität?

## Welche Professionalität? Über Gegenstand und Missverständnisse

Peter Pantuček-Eisenbacher

Im Diskurs der Sozialen Arbeit spielt die Rede über Professionalität eine seltsam dominante Rolle – das allein mag schon als Zeichen der Bedrohung gelten. Zu reden ist schließlich vor allem über das, was nicht die selbstverständliche tägliche Grundlage des beruflichen Lebens ist. Das Wort Professionalität eignet sich zudem gut für Debatten aller Art: Es ist hinreichend unbestimmt und schillernd, sodass es nahezu nach Belieben mit Bedeutungen aufgefüllt werden kann. Szenarien der Bedrohung erleichtern es zudem, sich der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft (hier jener der „Professionellen“) zu vergewissern. Sie sind Identitätskrücken. Im deutschen Sprachraum scheint der Diskurs der Sozialen Arbeit immer wieder um solche „großen“ und „schweren“ Begriffe zu kreisen. Man nehme z. B. die Themenhefte der „neuen praxis“. Da ging es im Sonderheft 10 um die Identität, im Kommenden wird die „Normativität“ das Thema sein. Und hier also die „bedrohte Professionalität“.

Die größte Chance, eine Debatte auf wissenschaftliches Stammtischniveau zu bringen, liegt darin, bei allgemein bekannten Begriffen so zu tun, als sei „eh klar“, was damit gemeint sei. So, als läge ein wissenschaftlicher Terminus vor, dessen Bedeutungshorizont im Debattenkontext hinlänglich genau definiert und bekannt sei. Im Falle von „Professionalität“ kann man nicht von einer hinreichenden Klarheit ausgehen, trotz (oder wegen) der zahlreichen Bände, die schon darüber geschrieben wurden. Die Bedeutung changiert zwischen der ganz unpräzisen „Beruflichkeit“ (also dem schlichten Fakt, dass es sich um eine Tätigkeit handelt, die als Beruf ausgeübt wird und eine Ausbildung erfordert) und Vergleichen mit den „klassischen“ Professionen, die sich auf die Professionstheorie nach Parsons beziehen. Schließlich kann „Professionalität“ als Chiffre für eine vorgestellte Qualität

---

P. Pantuček-Eisenbacher (✉)  
Strebersdorfer Str. 55, 1210 Wien, Österreich  
E-Mail: peter@pantucek.com

R. Becker-Lenz et al. (Hrsg.), *Bedrohte Professionalität*,  
Edition Professions- und Professionalisierungsforschung 3,  
DOI 10.1007/978-3-658-00352-4\_2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

der Berufsausübung dienen, wobei diese Vorstellung in der Regel auch eine relative Unabhängigkeit der Fachkräfte gegenüber den sie beschäftigenden Organisationen einschließt. Für die Zwecke dieses Beitrags werde ich mich auf das letztgenannte Verständnis beziehen – ohne zu behaupten, dass damit eine klare Definition geliefert wäre.

---

## 1 Relative Unabhängigkeit ergibt sich aus der Sachlogik

Ausgebildete Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter machen in der Regel keine Fließbandarbeit. Ihre Tätigkeit, als bloße routinierte Regelanwendung vorgestellt, verlöre ihren Sinn. Wofür sie ausgebildet sind, ist die Bearbeitung jener „Fälle“, die eben nicht einfach routiniert zu erledigen sind. Ilse Arlt sprach von „schematischer Hilfe“ (Arlt 2010; Erstausgabe 1921), die eben nicht die Aufgabe der Fachkräfte sei. Das schon von ihr vorgeschlagene Prinzip der individualisierten Hilfe erfordert einen Freiraum in der Fallbearbeitung, der nicht völlig durch Regeln determiniert sein darf. Dadurch entsteht jedoch kein regelfreier Beziehungsraum. Neben all jenen Regeln der Gesetze und der sozialen Normen, die für alle Menschen gelten, sind es vor allem zwei Regeltypen, die für die sozialarbeiterische Praxis relevant sind: 1) die Regeln der Organisation, in die die Soziale Arbeit eingebettet ist; 2) die Regeln des Faches (der Profession, wenn man so will). Während die Organisation Mittel in der Hand hat, ihre Regeln durchzusetzen, gilt das für das Fach/die Profession nicht. Die Wirksamkeit der Professionsregeln hängt ab von der intrinsischen Verpflichtung der Akteure gegenüber dem beruflichen Ethos und Wissen, und wird im günstigen Fall gestützt durch Elemente professioneller Organisation (fachliche Leitung, Teams, formalisierte oder informelle Intervention, Phasen fachspezifischer Weiterbildung).

Zwischen dem Organisationsregulativ und dem Professionsregulativ kann es im günstigen Fall größere Überschneidungen geben, im ungünstigen Fall ergeben sich Konflikte oder ein Überwiegen organisationaler Regelungen und Konditionalprogramme<sup>1</sup>, die die erforderliche fallbezogene Autonomie bis auf einen kleinen Rest eliminieren.

Damit ist auch schon klagestellt, dass eine professionelle Autonomie der Fachkräfte keine persönliche Autonomie, kein Freiraum des Subjektivismus ist und sein kann, sondern ein Freiraum der Fachlichkeit. Die Handlungen, die unter Inanspruchnahme dieses Freiraums gesetzt werden, sind ihrerseits begründungsbedürftig und bei Nachfrage begründungspflichtig. Das Referenzsystem für die Begründungen sind die Regeln und der Wissensstand der Profession.

---

<sup>1</sup> Konditionalprogramme sind Sets von Wenn/Dann-Regeln, die das Vorkommen eines Merkmals stets mit der gleichen Reaktion beantworten. Man kann von Routine sprechen.

Unterlaufen wird dieses Verständnis fachlicher Autonomie durch die Gegenstände, an denen sich Soziale Arbeit abzuarbeiten hat. Wie spätestens von der „lebensweltorientierten“ Schule verdeutlicht wurde, sind es Fragen des Alltags bzw. der Lebensführung, die im Zentrum der professionellen Aufmerksamkeit stehen. Für solche Fragen liegen den Beteiligten (Klientinnen und Klienten, den agierenden Profis und anderen Fallbeteiligten) immer schon Deutungen aus dem Arsenal des Alltagsverständnisses und Alltagswissens vor. Der „common sense“ ist kaum hintergebar, und er vermeint gemeinhin zu wissen, wo es lang gehen muss.

Dieser Befund trifft zugegebenermaßen nicht nur auf die Soziale Arbeit, sondern auch auf benachbarte Berufsfelder wie die Psychotherapie zu. Es besteht jedoch ein gravierender Unterschied: Die Soziale Arbeit konnte bisher ihr Zuständigkeitsfeld nicht überzeugend abgrenzen. Sie verbleibt im Feld des Praktischen, des „Alltags“, der „Lebensführung“. Alle diese Begriffe zielen auf die reale Lebenspraxis der Menschen; sie können kein theoretisch und sprachlich fassbares Feld, eine „Wissensprovinz“ eingrenzen, in deren Rahmen sich eine sachlich begründete Distanzierung vom umfassenden Anspruch einer auf das ganze Leben zielenden „Ganzheitlichkeit“ kultivieren ließe. Wenn es denn um die Lebenspraxis in toto geht, dann dementiert diese Praxis mit jeder ihrer Äußerungen und Verläufe den Zuständigkeits-Anspruch der Expertinnen und Experten. Weil Lebenspraxis eben nicht delegierbar ist, weil sie umfassend ist, weil sie als Lebens-Praxis nur die Person als Maßstab und Akteurin haben kann. Soziale Arbeit, verstanden als Profession mit dem Fokus der Unterstützung bei der Lebensführung, muss diese Begrenzung durch Nicht-Begrenzung, diese umfassende Nicht-Zuständigkeit, geboren aus umfassender Zuständigkeit, anerkennen, sonst wird alles nur noch schlimmer: Sie müsste eine wissenschaftlich begründete Theorie des guten und richtigen Lebens entwickeln – und würde damit endgültig autoritär (oder mangels Machtmitteln sektenhaft) werden – oder würde in der Philosophie aufgehen.

Diese Unklarheit über einen abgrenzbaren Gegenstand der Sozialen Arbeit ist meines Erachtens das unerwünschte Resultat eines berufs- und hochschulpolitischen Kompromisses zwischen der (deutschen) universitären Sozialpädagogik und dem (fachhochschulbasierten) Sozialarbeits-Traditionsstrang. Aus der österreichischen Perspektive, wo die beiden Linien wesentlich deutlicher voneinander abgegrenzt waren und sind, ist das vielleicht deutlicher zu erkennen. Hier gab und gibt es kaum organisatorische Verschränkungen und Überlappungen zwischen der (Sozial-)Pädagogik und der Sozialarbeit, wodurch die beiden Zugänge ein deutlicheres Eigenleben führen. Das ist erkennbar bis zu den Interessentinnen und Interessenten für Basisstudiengänge: Jene, die sich für ein Bachelorstudium Sozialarbeit (neuerdings: Soziale Arbeit) bewerben, haben als charakteristisches Bild ihrer künftigen Tätigkeit beratende Hilfe im Einzelfall vor Augen; jene, die sich für einen (Sozial-)Pädagogik-Bachelor oder ein sozialpädagogisches Kolleg anmelden, denken eher

an klassische Erziehtätigkeit und Jugendarbeit. Die bevorzugten Universitätsstudien von jenen Kandidatinnen und Kandidaten, die bei den FH-Studiengängen Soziale Arbeit keinen Platz finden können, sind Soziologie und Psychologie, nur selten die Pädagogik.

---

## 2 Verregelung – Routinisierung

Seit dem Aufkommen managerialistischer Zugänge auch in den Feldern der öffentlichen Verwaltung und damit der staatlich finanzierten Praxisfelder der Sozialarbeit – erkennbar am Boom der Sozialmanagement-Ausbildungen, in Österreich beginnend Ende der 1980er-Jahre – wurden seitens der Verwaltungsspitzen kontinuierlich Versuche gesetzt, Sozialarbeit zu verregeln und ihr Arbeitsvollzüge vorzuschreiben. Das ist insofern ein bemerkenswerter Vorgang, als die wenigen ausgebildeten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter bis dahin (und wie zu zeigen sein wird auch weiterhin) dort eingesetzt wurden und werden, wo die standardisierten Programme der Sozialpolitik an Grenzen stoßen. Die Programmlogiken überschreitenden Merkmale der persönlichen Lebens- und Problemlagen eines Teils der Klientel entziehen sich der fraglosen Wirksamkeit standardisierter Problembearbeitung. Immer noch instruktiv und in der plakativen Darstellung überzeugend ist dazu die Argumentation von Ilse Arlt zu den „Notformen“ (Arlt 2010, Erstveröffentlichung 1921), mit der sie die Notwendigkeit der konsequenten Individualisierung begründet.

Die Programme zur Bearbeitung von Sozialen Problemen docken durchgehend an (politisch) vordefinierten Mängellagen an – das entspricht der Logik, wie Soziale Probleme identifiziert, thematisiert und schließlich in einem politischen Diskurs bearbeitet werden, der zu gesetzlichen Regelungen, Ausführungsverordnungen und Programmimplementierungen führt. Die juristische Logik erzwingt eine nicht auf Individuen, sondern auf „Bedürfnisse“ oder vordefinierte Probleme zugeschnittene Programmgestaltung. Individuen, die zwar das programmspezifische Problem, aber nicht nur dieses, haben, kann von den Programmen nur bedingt geholfen werden bzw. reproduziert sich durch die anderen, teilweise von der programmspezifischen Logik überhaupt nicht erfassten Aspekte ihrer Lebenslage, das Problem trotz Hilfe von selbst – oder sie erlangen gar keinen Zugang zu den vorgesehenen Leistungen. Die mangelnde Passung zwischen der individuellen Lebenslage und den standardisierten Angeboten der Programme zu bearbeiten, ist die professionelle Kernleistung der Sozialarbeit (nicht im selben Ausmaß der Sozialpädagogik).

Sozialarbeit hat daher als Ausgangsposition immer schon, dass sie zwar im Rahmen von Programmen zur Bearbeitung/Prozessierung politisch definierter

„Sozialer Probleme“ eingesetzt wird und damit mit relativ genau vorgegebenen Aufträgen, Abläufen und Leistungen konfrontiert ist, dass sie ihrerseits aber die Grenzprobleme der Programme zu bearbeiten hat und sich der Abläufe/Leistungen zwar bedienen kann, ihre professionelle Kernleistung aber erst dort erbringt, wo sie diesen Rahmen verlässt und das Unvorhergesehene, nicht routinisierbare wahrnimmt und darauf auf ihre eigene Weise reagiert – auf eine Weise, die manche mit „Ganzheitlichkeit“ beschreiben, mit „Subjektorientierung“, „Individualisierung“, „Lebensweltorientierung“, „Annehmen des Klienten“ – wie auch immer bezeichnet jedenfalls mit einem Blick auf die Lebenslage und Lebensführungsprobleme der Klientinnen und Klienten. Die Beschreibung der individuellen Lebenslage ist nie deckungsgleich mit der aus dieser Sicht unterkomplexen Definition des „Sozialen Problems“. Es werden zwar alle rechtlich und anspruchstechnisch relevanten Sachverhalte erhoben und thematisiert, aber eben nicht nur diese, sondern auch lebenslagenspezifische, rechtlich irrelevante Faktoren und Ressourcen.

Für Sozialarbeit (nicht aber für Sozialpädagogik) ist dabei charakteristisch, dass sie stets eine Problemformulierung als Ausgangspunkt hat, im Zuge der Anamnese und Aushandlung die Problemformulierung laufend ändert (an den rasch wachsenden fallbezogenen Wissensstand anpasst und Ergebnisse der Aushandlung mit den Klientinnen und Klienten dabei berücksichtigt), aber nie völlig verliert. Der Modus der Sozialarbeit ist ein Modus der individualisierten Problembearbeitung, sei es in Einzelfallsettings oder in der Gruppen- oder Gemeinwesenarbeit.

Eine Bedrohung der Professionalität ergibt sich strukturell durch den Druck der Programmfinanzierung und Programmadministration, innerhalb der vorgegebenen Problemdefinitionen zu bleiben bzw. diese erkennbar vorrangig zu behandeln. Ein nachvollziehbarer Opportunismus der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter – schließlich will man seinen Job behalten und innerhalb der Organisation Anerkennung erleben – kann zu einer Unterschreitung fachlicher Mindeststandards führen, und tut dies auch allzu oft. Man kann formulieren, dass Sozialarbeit dann unprofessionell wird, wenn sie das tut, was man von ihr verlangt. Um das zu erreichen, was von ihr erwartet wird, muss sie anderes tun, als von ihr verlangt wird. Nur in wenigen Praxisfeldern wird das Verlassen des Vorgabenrahmens explizit als Erwartung an die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter formuliert.

Die erschreckendsten Mängel an sozialarbeiterischer Professionalität sind i. d. R. einem Programm- oder Organisationsopportunismus geschuldet. Dafür einige Beispiele:

In Weiterbildungszusammenhängen habe ich regelmäßig mit sozialarbeiterischen Fallberichten und Gutachten zu tun. Viele davon unterschreiten ein akzeptables Niveau an Fachlichkeit. Zwei Beispiele für zahlreiche weitere:

Gutachten in Jugendämtern fokussieren auf die Erziehungsfähigkeit (vor allem) der Mutter, sie enthalten keine Fakten über das Kind – nicht über den Entwick-

lungsstand, nicht über die Sicht des Kindes von seiner Lebenslage. Ebenso werden selbst Personen, die ein definiertes Rechtsverhältnis zum Kind haben, in den Fallbeschreibungen und Gutachten nicht einmal erwähnt (z. B. der leibliche Vater und die Großeltern), ganz zu schweigen von anderen relevanten Bezugspersonen wie Peers oder Personen aus der weiteren Verwandtschaft.

In Gefahreinschätzungen nach Übergriffen von Männern gegen ihre Lebensgefährtinnen wird anhand der Aussagen der Frau ausschließlich auf den Täter fokussiert. Die Frau kommt nur als Opfer in den Blick, nicht mit ihrer eigenen Persönlichkeit, ihren Überlegungen, Plänen, Chancen und Ressourcen.

In beiden Fällen sowie in zahlreichen ähnlich gelagerten konzentrieren sich die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter auf die vordergründige und vorgegebene Fragestellung, ohne sie hinreichend mit einem fachlichen Blick zu kontextualisieren. Einfache professionelle Grundregeln, wie das Interesse für Situation und Sichtweise der Person, der hier ja geholfen werden soll, werden dabei fallen gelassen. Die Falldarstellungen erreichen dabei jeweils den Zweck der Legitimation der geplanten Vorgehensweise – die oft ja gar nicht so falsch, aber allzu kurz gedacht ist. Überhaupt ist zu bemerken, dass die Versuche von Organisationen, sich gegen Vorwürfe abzusichern, nicht selten zu Bürokratisierung, zur Einschränkung von Fachlichkeit führen – und zu einer höheren Wahrscheinlichkeit des faktischen Versagens bei gleichzeitiger rechtlicher Unangreifbarkeit der Organisation. Schließlich wurde ja jeweils „gemäß Vorschrift“ vorgegangen.

Der Beitrag der Organisationen, die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen beschäftigen, zur Professionalisierung bzw. zur Entwicklung und Aufrechterhaltung fachlicher Qualität muss also skeptisch beurteilt werden. Kontraproduktiv sind angstdominierte organisationale Kulturen, wie z. B. die der Jugendämter, sind professionelle Monokulturen, und sind managerialistisch durchgestylte Organisationen, die die Verregelung auf die Spitze treiben und die Räume für das Ungeplante und Überraschende eng machen. Das Überraschende und Ungeplante kommt natürlich trotzdem und es liegt nahe, es den Klientinnen und Klienten anzulasten.

Kulturen fachlicher Leitung, der Öffnung und Offenheit der Organisation, der interdisziplinären Zusammenarbeit und einer programmunspezifischen Achtsamkeit sind leider relativ selten, aber es gibt sie und sie könnten als Beispiele guter Praxis richtungweisend sein.

---

### **3 Identität und Gegenstand**

Zurück zur sozialarbeitsspezifischen Angewiesenheit auf ein präsentiertes Problem als Ausgangspunkt, auf die fachlichen Schritte des Erfassens dieses Ausgangspunktes, die Kontextualisierung, die Einholung weiterer Perspektiven, die Auf-

merksamkeit für die Eigendiagnose der Klientinnen und Klienten und der anderen fallbeteiligten Personen, die Reformulierung des Problems, die Aushandlung der Situationssicht, das Aushalten der Differenz zwischen der fachlichen Sicht und der Eigensicht der Klientinnen und Klienten, ohne diese Differenz den Klientinnen und Klienten als mangelnden Kooperationswillen anzulasten. Zurück zur vielgestaltigen Fachlichkeit einer Bearbeitung von Situationen und der begleitenden Gestaltung von Beziehungen, der Arbeit an der Lösung von (Teil-)Problemen.

In einem Forschungsprojekt, das derzeit im Rahmen des Masterprogramms der Fachhochschule St. Pölten durchgeführt wird, werden sozialarbeiterische Techniken gesammelt und katalogisiert. Eine wachsende Datenbank wird im Endausbau ohne Anspruch auf Vollständigkeit wohl deutlich mehr als 1000 Techniken enthalten. Viele dieser Techniken kann man als Alltagstechniken bezeichnen, ihnen widmet sich ein eigenes Forschungsteam. Die Alltagstechniken sind nicht der Sozialarbeit vorbehalten, sondern werden auch außerhalb eines professionellen Kontextes von Personen z. B. in der Kommunikation angewendet. Zu professionellen Techniken macht sie deren Verwendung in einem beruflichen Kontext im Rahmen eines Unterstützungsprozesses und ihre Einbettung in einen reflektierten bzw. fachlich reflektierbaren Prozess der Beratung und Fallbearbeitung. Ihre Anwendung kann jeweils aus dem Prozess heraus verstanden und begründet werden. Die oberflächliche Nähe vieler Arbeitsvollzüge zu dem, was andere Menschen eh auch und immer schon machen, stellt ebenfalls ein Problem der Abgrenzung professioneller von nicht-professionellen Vorgangsweisen dar.

So wird die Suche der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter nach einem Unterscheidungsmerkmal, nach einem Marker für die eigene Professionalität verständlich. Als solche Marker dienen dabei mitunter recht verwaschene Bezüge auf Werte oder die einfache Tatsache der absolvierten Ausbildung, ohne dass dabei immer klar würde, worin der entscheidende Vorteil der Ausbildung denn besteht – außer in der Fähigkeit der Reflexion und im Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Berufskultur.

In den endlosen akademischen Diskussionen der 1990er-Jahre über den Gegenstand der Sozialarbeit wurde versucht, der empirisch beobachtbaren Praxis einen inhaltlichen Kern abzurufen. Mit mäßigem Erfolg, die angebotenen Lösungen halten m. E. einer näheren Betrachtung nicht stand. Es seien nur die wichtigsten genannt und kurz kommentiert.

---

## 4 „Soziale Probleme“

Der Sozialarbeit die Bearbeitung von Sozialen Problemen als Kernaufgabe zuzuweisen, schien naheliegend. Dass der Problembezug evident und für die Sozialarbeit (nicht die Sozialpädagogik) konstitutiv ist, wurde oben bereits ausgeführt.

Dass es dabei immer auch irgendwie um das Soziale geht, scheint ebenfalls unmittelbar einzuleuchten. An einer Präzisierung ist dieser Ansatz jedoch gescheitert. Am meisten Energie hat noch Obrecht (2008) in den Versuch gesteckt, das wissenschaftlich auszubuchstabieren – und er landete dabei bei einer essenzialistischen Sicht von Sozialen Problemen, so, als gebe es sie als beobachtbares und definierbares Faktum noch vor dem letztlich politischen Diskurs darüber, was die Gesellschaft denn nun in ihrer Selbstbeobachtung als problematisch an sich selbst definieren würde. Sein Lösungsversuch ist untergegangen – was nicht notwendigerweise gegen dessen Qualität spricht. In seinen Versuchen, die Sozialarbeit bzw. die Sozialarbeitswissenschaft ins Zentrum der Diskurse über die *Conditio humana* zu bringen, ist er inzwischen bei einer wiederum essenzialistischen und scheinbar letztgültigen Bedürfnistheorie gelandet.

Das Problem des Ansatzes liegt darin, dass die gesellschaftliche Bearbeitung Sozialer Probleme eben nicht in den Händen der Sozialarbeit liegt. Wie Schetsche (1996) dargestellt hat, ist der Prozess der Definition von Sozialen Problemen ein im Kern politischer Prozess, die Reaktionsweisen des politischen Systems auf eine einmal durchgesetzte Problemdefinition können juristisch, repressiv, finanziell etc. sein, häufig besteht sie jedoch in der Installierung eines Programms zur Bearbeitung (Prozedierung) des Problems. In den meisten Fällen spielt bei diesen Programmen die Sozialarbeit nur eine marginale Rolle – aus gutem Grund. Zum Beispiel benötigt man für die Bearbeitung des sozialen Problems Altersarmut ein Pensionsversicherungssystem und einen bürokratischen Apparat, der das Versicherungssystem administriert. Sozialarbeit braucht man nur für jenen kleinen Teil der Klientel, der aufgrund besonderer individueller und biographischer Bedingungen von den Standardleistungen des Systems nicht profitieren kann. Die Fähigkeit, ein funktionierendes und finanzierbares Pensionsversicherungssystem zu konzipieren und zu realisieren, würde man durchaus zu Recht auch nicht bei den Expertinnen und Experten für Soziale Arbeit suchen.

---

## 5 Bedürfnisse

Eine längere Tradition hat der Bezug auf Bedürfnisse; schon Arlt versuchte sich an einer Bedürfnistheorie als Grundlage für sozialarbeiterische Fachlichkeit. Ihr Theorieentwurf war erkennbar aus der Anschauung realer Notlagen geboren und generierte eine Checkliste, in der Elemente einer adäquaten Existenzsicherung auf dem Niveau des 20. Jahrhunderts angeführt sind. Mit ihrem Konzept der „Grenznot“ versuchte sie daneben jedoch bereits den politischen Prozess in ihre Überlegungen einzubeziehen. Der Begriff bezeichnet das Ausmaß an Not, das von einer gegebenen Gesellschaft bzw. politischen Einheit (z. B. einer Stadt) als noch akzeptabel angesehen wird. Hilfe setzt erst ein, wenn diese Grenze überschritten wird.



Neben dem Obrecht'schen Versuch schließt die Beschäftigung mit dem Capability Approach (vor allem in der Version von Nussbaum) an bedürfnistheoretische Fundierungsversuche der Sozialarbeit an.

Die Attraktivität dieser Annäherungen scheint darin zu liegen, dass sie der Sozialen Arbeit ein relativ unverfängliches politisches Programm als Orientierung geben. Ihre Nachteile liegen wieder einmal darin, dass Soziale Arbeit eben nicht die (erste oder gar einzige) Profession ist, die zur Befriedigung von Bedürfnissen aufgerufen ist. Bedürfnisse sind allgemeine Treiber menschlicher Aktivitäten. Dass Soziale Arbeit damit zu tun hat, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, ist daher evident. Im Aufspüren und dem Finden einer adäquaten Antwort auf Bedürfnisse ist sie jedoch nicht mehr Expertin als viele andere Berufe. Darüber mag hinwegtäuschen, dass die den Beruf Ausübenden in ihrem professionellen Alltag viel häufiger als andere mit gravierenden und vielfältigen Mängellagen konfrontiert sind. Da mag eine wie auch immer fundierte Theorie über das Wünschenswerte tröstlich erscheinen. Der Sozialen Arbeit stehen aber zumeist nur wenige Mittel selbst zur Verfügung, und sie reagiert auf Mängellagen i. d. R. nicht direkt, sondern indirekt – zum Beispiel über den Versuch, anderweitig Ressourcen zu mobilisieren. Dafür ist allemal der Bezug auf bereits etablierte gesellschaftliche Normen und Werthaltungen aussichtsreicher, als der Rekurs auf eine noch so gut ausgearbeitete, außerhalb der Sozialen Arbeit aber nicht allgemein anerkannte Theorie menschlicher Bedürfnisse.

---

## **6 Ein anderer Vorschlag: Inklusion/Exklusion (oder: Hilfe/Nichthilfe)**

Erstmals von Dirk Baecker (1994) ausbuchstabiert wurde der Vorschlag, Sozialarbeit als eigenes Funktionssystem mit dem Code Hilfe/Nicht-Hilfe zu beschreiben. Die Aufgabe sei die Bearbeitung von „Daseinsnachsorge“ – im Gegensatz zur Daseinsvorsorge (Baecker 1994, S. 98). Was Sozialarbeit bewerkstellige, sei „stellvertretende Inklusion“, die es bei Gelingen in Inklusion überführt, „die gerade nicht von ihm, sondern von den anderen Funktionssystemen der Gesellschaft geleistet werden muss“ (ebd., S. 103). Bei Uecker (o. J.) wird die Möglichkeit der Sozialarbeit, Inklusion zu befördern (also: Wirkungen außerhalb ihres Funktionssystems anzustoßen) mit Bezug auf die Adressentheorie<sup>2</sup> beschrieben. Die Baecker'sche

---

<sup>2</sup> Organisationen nehmen nicht Personen, sondern ein Set personenbezogener Daten wahr (die „soziale Adresse“). Der Zustand dieser sozialen Adresse entscheidet über Inklusion oder Exklusion. Bei Uecker ist ein Kerngeschäft der Sozialarbeit die Reparatur defekter sozialer Adressen.



Bedrohte Professionalität

Einschränkungen und aktuelle Herausforderungen für  
die Soziale Arbeit

Becker-Lenz, R.; Busse, S.; Ehlert, G.; Müller-Hermann,  
S. (Hrsg.)

2015, XVI, 345 S. 5 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-00351-7